

21 Weiß. Das neue Bändchen von Gottlob Haag macht deutlich, daß auf den unkonventionellen Katholiken Weiß ein ebenso unkonventioneller Protestant folgt. Und er hat Weiß voraus, daß seine Sprache und Bildwelt nicht so hermetisch sind. Doch ist sein Gegenstand äußerst delikate. Es ist der „Versuch einer Beschreibung des Marienaltars von Tilman Riemenschneider in der Herrgottskirche zu Creglingen“. Ein Kunstwerk, das so viele wissenschaftliche und volkstümliche Interpretationen gefunden hat wie der Creglinger Altar, bedarf besonderer Sorgfalt beim Schreiben, wenn nicht bloß ein Aufguß des Bekannten entstehen soll. Haag geht einen ganz eigenen Weg, den der modernen geistlichen Lyrik. Auf einer herbstlichen Fahrt von seiner Heimat Wildentierbach zum Hostienacker im Herrgottstal stimmt er den Leser ins Thema ein durch die dichte Herbststimmung und die Verbindung von Landschaft, Geschichte, Gegenwart und Sage. Und so wie draußen die Natur spricht, so sprechen in der Herrgottskirche die Figuren des Altars zum Besucher. Es sind Menschen aus Riemenschneiders Würzburg. Petrus ist ein alter Mainfischer, Jakobus stammt aus gutbürgerlichem Haus, Thomas ist ein verarmter Kaufmann, Matthäus ein Mainflößer usw. Sie alle sprechen, „wenn hier dein Staunen / die heiligen Figuren / aus der Stummheit / ihres Holzes weckt“. Haag verzichtet auf die äußerliche Beschreibung. Aber die religiöse Erfahrung, die geistige Existenz der Figuren nimmt in den Gedichten sprachliche Gestalt an. Am Schluß verabschiedet sich der Besucher von Meister Tilman in der Predella, dessen Holzfiguren für ihn „beten / bis auf den / heutigen Tag“.

Dem Bändchen sind nebst 8 Fotos von Georg Schaffert und Heinz Otremba noch fast 20 Seiten „Silhouetten“ beigegeben, kurze dreizeilige und dreistrophige Gedichte, die mit jahreszeitlichen Situationen vom Vorfrühling bis zum Winter zugleich seelische und geistige Schwingungen einfangen. Die Synthese von Bild und Rhythmus zeigt Haag auf der Höhe seines Könnens.

Walter Hampele

Dieter Wieland: frooch an schbiichl. Gedichte in hällisch-fränkischer Mundart. Stuttgart: Peter Schlack 1980. 85 S.

Der fränkisch-hohenlohische Kulturraum wartet immer wieder einmal mit einer Überraschung auf. Waren es Autoren aus diesem Raum, die schon sehr früh für die Entwicklung der zeitgenössischen Mundartdichtung im Bereich der oberdeutschen Mundarten mit beispielhafter Wirkung für andere deutsche Mundartgebiete Zeichen setzten, so ist es nun der hällische Mundartdichter Dieter Wieland, der mit seinem Bucherstling „frooch an schbiichl“ die Poesie dieser Landschaft mit neuen und sehr persönlichen Tönen bereichert. Er tut es in einem Ortsdialekt, dem Dialekt Schwäbisch Halls, der durch die Überlagerungen mit dem hochsprachlich geglätteten Schwäbisch in der Gefahr steht, aus der Sprache des Alltags der Menschen entfernt zu werden. Gegenwärtig werde dieser Dialekt, die Kinder- und Dichtersprache Dieter Wielands, nur noch in den Seitengassen Schwäbisch Halls gesprochen, schreibt Walter Hampele in seinem geschickten und kenntnisreichen Vorwort. Unwissenheit, Minderwertigkeitsgefühl und Anpassungsbedürfnis stünden im Bunde mit der öffentlichen Meinung und mit der politischen Macht und hätten in wenigen Jahrzehnten aus einer fränkischen Stadt ein neuschwäbisches Hall gemacht. Walter Hampele, Chronist und aufmerksamer Beobachter der Szene, beklagt diese Entwicklung. Dieter Wieland setzt ihr seine Mundartgedichte aufbegehrend entgegen.

Sicher hat Poesie nicht die Macht, das Rad zurückzudrehen. Was verloren ist, läßt sich schwerlich aus der Vergessenheit in den Tag zurückholen. Sprache – und gerade die Mundart – lebt vom Gesprochenwerden. Aber durch die Poesie eines Dichters, zumal eines Dichters vom Range Dieter Wielands, wird deutlich, was, wenn die für die Mundart negative Entwicklung sich fortsetzt, an Bildkräftigkeit, Schmiegsamkeit und Klang der Sprache dieses Landes verlorengeht. Am Vorbild Gottlob Haags, des bekannten hohenlohisch-fränkischen Lyrikers, sich teilweise orientierend, bezieht Wieland seine Sprachbilder aus den geradezu poetischen Strukturen des fränkisch-hohenlohischen Landes. Wie Haag verbindet er mit diesen Bildern die Realität und Banalität des Tages und bringt so

Gedichte hervor, die eindringlich, weil verdichtet, miterleben lassen, was ihnen als Anliegen des Dichters zugrunde liegt. Zuweilen fließt Ironie als eine Möglichkeit der Abwehr und der Selbstverteidigung mit ein. Mit Humor hält Wieland manches in einem Schwebezustand, der gerade auch dem Menschen dieses Landes dazu dient, sich geistig-seelisch über Wasser zu halten. Andererseits packt Dieter Wieland dort fest und unmißverständlich zu, wo er Kompromißbereitschaft und Anpassung ablehnt; seine Diktion ist dann hart und frei von Metaphern, die ihm sonst die Kraft der unmittelbaren Aussage abschwächen würden.

Nicht nur in der Art eines Chronisten, sondern engagiert teilnehmend und Position beziehend, kennzeichnet Wieland die unaufhaltsam scheinenden Veränderungen in der Landschaft und in der Gesellschaft mit ihren Eingriffen in das Leben der Menschen und in gewachsene Strukturen. In nüchterner, beinahe sachlich feststellender Formulierungsweise entwirft er die von Sinnestäuschung freie dichterische Entsprechung zu solchen Vorgängen. An menschlichem Schicksal geht er nicht teilnahmslos vorüber, erst recht nicht am Schicksal der Unterprivilegierten und derjenigen, die in der Gesellschaft wie Ausgestoßene leben. Was ihn angesichts solcher Schicksale und des Verhaltens der Gesellschaft aufwühlt, notiert er in seinen Gedichten mit einer auf das Wesentliche reduzierten Diktion, die betroffen macht. „Seit ich denke, dichte ich“, sagt Dieter Wieland. „Ich bin in eine Welt von Kleinstädtern und Bauern hineingewachsen und ganz in ihr aufgegangen.“ Und er sagt weiter: „Ich freue mich, immer wieder feststellen zu können, daß die moderne Mundartdichtung rasch das Niveau der altgewohnten Schmunzelreimereien und Schollengesänge hinter sich gelassen hat . . .“. In diesem Sinn ist Dieter Wieland kein Heimatdichter altgewohnter Provenienz, sondern ein Mundartautor, der durch seine kritische Zeitgenossenschaft und durch seine Bereitschaft und Fähigkeit, sich für seine Landschaft und ihre Menschen einzusetzen, ernst genommen werden will.

Cornelius Sternmann, Maler und Graphiker in Crailsheim, steuerte zu dem Gedichtband eigenwillig gestaltete Graphiken bei, die zu den Gedichten Dieter Wielands einen eindrucksvollen Gegensatz bilden.

Wilhelm Staudacher

Walter Hampele: A Boer zwiignähde Schuah. Gedichte in hohenlohisch-fränkischer Mundart mit Illustrationen von Dieter Franck. Gerabronn-Crailsheim: Hohenloher Druck- und Verlagshaus 1980. 68 S.

Unser Mitarbeiter Walter Hampele ist bisher vor allem als Mundartkenner und Lyrikinterpret an die Öffentlichkeit getreten. Jetzt legt er selbst einen Mundartband vor, der über 40 Gedichte, ausgewählt aus einem viel größeren Bestand, enthält. Hohenlohisch-fränkisch ist nicht nur die angestammte Mundart, in welcher der Westheimer Walter Hampele schreibt, hohenlohisch-fränkisch ist auch die Grundstimmung der Gedichte. Ein Schwabe bezeichnete diese Grundstimmung einmal als „Verschmitztheit“. Gottlob Haag sieht in seinem einfühlsamen Nachwort zu dem Band den Mundartdichter Hampele als Moralisten. Polaritäten beherrschen die Thematik: Ehemals und Jetzt, Kultur und Zivilisation, Jung und Alt, Haben und Sein. Neben dem Naturgedicht steht Epigrammatisches, Spruchweisheit, neben dem resignierten Klagelied steht das Personengedicht, wie das „Dieter Franck 1909-1980“ betitelte. Von diesem Maler sind dem Bändchen (dem man übrigens einen etwas bibliophileren Einband gewünscht hätte) drei Abbildungen beigegeben, die jedoch keineswegs als Illustrationen bezeichnet werden dürfen; sie entstanden in ganz anderem Zusammenhang. Hervorgehobene Stellen solcher Auswahlbände sind immer Anfang und Schluß. Zu Beginn steht das Titelgedicht, den Schluß bildet ein schlitzohriges Epigramm:

Gugg gnaab nou.
Wenn alles ooziachs,
was de ärcherd,

bleid emmer noch
gnuach,
was dr gefeld.

U.